

Bücherschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **1 (1917)**

Heft 3

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ob unser Hurnigle damit zusammenhänge, scheint nicht ganz sicher, doch muß man bei dieser Gelegenheit an eine reizende Stelle bei Walthar von der Vogelweide denken (um 1200). Er hat auf seine Bitte vom Kaiser ein Heim zu Lehen erhalten, wo er vor dem Frost geschützt ist, und jubelt nun in die Welt hinaus: ich han min lehen, al die werlt, ich han min lehen; nu enfürhte ich niht den hornunc an die zehen. — Von vereinzelt auftretenden Namen für den Februar seien noch erwähnt: Rebmanot und Redmanot, die beide besonders in alten Zürcher Urkunden vorkommen und hinweisen auf die sich wieder regende Natur, denn rebig oder räblig ist schweizerdeutsch für rührig, und ähnlichen Sinn hat red, das wohl in be- „reit“ steckt und zu englisch ready (rasch, bereit) gehört. Um 1800 herum sagte man in Kreisen der Göttinger Schaumond. In Niederdeutschland kommen vor Weibermond und Altweibermond, flämisch auch het fort maanden (das kurze Monatchen). Der lateinische Name hängt zusammen entweder mit febris = fieber und bezeichnet die Erhebung des Fiebers zu einer Göttin der Verhütung der Malaria, oder der Februar ist der allgemeine Reinigungs-, Sühnungs- und Allerseelenmonat (von februus reinigend [in religiösem Sinn]).

Neben dem lateinischen Namen Martius, der den dem Kriegsgotte Mars geweihten Monat bezeichnet, konnte sich Karls Lenzmonat (Lenzinmanoth) nicht recht einbürgern. Die Form Martius ist wie Januarius bis ins 18. Jahrhundert hinein gebraucht, aber auch schon um 800 herum eingedeutscht worden zu Marceo, später Merzo und Merze; in der Schweiz spricht man noch häufig Merze, während die Schriftsprache vom 16. Jahrhundert an nur noch Merz sagte und um 1750 zur Schreibung März überging. In Prosa sagen wir: im März, der Dichter singt noch: im Märsen, und in Märsenstaub usw. hat sich die ältere Form erhalten.

Verein für deutsche Sprache in Bern.

(Ortsgruppe des Deutschschweizerischen Sprachvereins.)

(Eing.) Einen vorzüglichen Vortrag über „Geschichtliche Volkslieder aus dem alten Bern“ hielt im Vormung Herr Prof. Dr. Ferd. Vetter im Verein für deutsche Sprache. Zu nennen sind besonders: „Das Ochsenlied“ auf das Bündnis zwischen Bern und Freiburg, 1243; das Lied vom „Jeger Friburger u. dem Bär Mögli“ auf den Gümnenkrieg, 1331; das Laupenlied, 1339, und die Beschreibung des Guglerkrieges von 1375. Dieses schließt mit dem siegesfrohen, Verse: „Ze Engellant und ze Frankenrich, die witten schrüwen all gelich: ach jammer, ach we! gan Bern sol reisen nieman me!“ Der Vortragende entwickelte prächtige Bilder der Zeitumstände, unter denen die Lieder entstanden, und erläuterte ein jedes nach Inhalt, Sprache und Form. Das geschichtliche Volkslied, als der Ausdruck des damaligen Kampfes der Bürger und Bauern gegen den Adel, verdrängte die Dichtung der Minnesänger und behielt seinen geistigen Wert bis gegen die Zeit der Reformation, wo es in Roheit ausartete. Die Erläuterungen des Vortragenden über die Prüfung der alten Schriften, das Ausfüllen von Lücken und die Aufdeckung von Beziehungen mit andern schweizerischen und deutschen Liedern gaben einen lehrreichen Einblick in das Arbeitsgebiet wissenschaftlicher Forschung. Jene Lieder stammen aus einer großen Zeit; der mannhafte Geist, der sich in ihnen ausspricht, und die kraftvolle Sprache ver-

dienen, daß man sich auch heute noch ihrer erinnere. Das älteste, das Freiburgerlied, vergleicht die Berner und Freiburger mit zwei großen Ochsen und ermahnt sie zur Einigkeit gegenüber den ihnen auflauernden wilden Tieren. Setzen wir dafür die deutsche und romanische Schweiz, dann klingen die alten Schlußverse wie für die jetzigen Tage geschrieben:

„Gott geb den ochsen beiden
wol einen steten sinn
und laß si nit gehören,
das si noch mög zerstören —
es wär nit ir gewinn —
noch ufer jodje treten;
wan wurden sie entweten, (ausgespannt)
so gieng es übel us.
Sus ich si bede warne (so, darum)
die wolf sind in dem garne,
die kämen dann harus.“

St.

Aus der Presse.

Daß es zwischen Deutsch und Welsch wirklich etwas ruhiger geworden ist (freilich, wie es wieder der Zürcher Vortrag Picots bewies, mehr auf Kosten der deutschschweizerischen Art), kann man schon daran feststellen, daß uns der „Argus“ in letzter Zeit nur wenige Zeitungsausschnitte gesandt hat, die davon handeln. In dieser Stille erhebt nur die Feuille d'avis de La Chaux-de-Fonds ihre Stimme und klagt die deutschschweizerischen Theologen so ziemlich in Bausch und Bogen an (natürlich außer Ragaz), sie seien die eifrigsten Deutschümler und hätten beinahe das Schweizerhaus in Brand gesteckt. Freilich jene Nummer des methodistischen „Schweizer Kinderfreunds“, die dabei besprochen wird, scheint sehr ungeschickt zusammengestellt zu sein; dergleichen kommt sonst bei uns nicht vor. — Erfreulich ist, daß ein mit N. S. G. gezeichneter Aufsatz im Winterthurer Tagblatt sich entschieden ausspricht gegen die „jurassischen Patrioten“, Froideveau und Willemin.

Ueber unsere letztjährige Rundschau ist in mehreren Blättern eine Besprechung erschienen.

Bücherschau.

Ueber die Behandlung der fremden Namen im Deutschen hielt unser Mitglied, Herr Prof. Dr. Bruckner, an der letzten Jahresversammlung des Vereins schweizerischer Gymnasiallehrer einen Vortrag, der im 45. Jahrbuch dieses Vereins abgedruckt ist. Sehr erfreulich ist für uns, daß in diesem Kreise von Schulmeistern (im guten Sinne!) der Grundsatz verfochten wurde, man dürfe bei fremden Namen, wie sie besonders in Geschichte, Erdkunde und Dichtung vorkommen, das edle Streben nach „Richtigkeit“ nicht bis zur Schulmeisterei (im üblen Sinne) treiben, sondern sollte fremde Eigennamen nach den Gesetzen der Muttersprache oder wenigstens einer ihr nahestehenden Sprache behandeln, und Latein und Französisch liegen uns näher als Griechisch und Spanisch. Es ist z. B. richtig, aber pedantisch, Krosos zu sagen; denn Crösus ist nun einmal ein fast deutsches Wort geworden, das jedermann versteht. Ganz ängstliche Gelehrte schreiben auch schon die Peloponnes und der Tiber, Delphoi und Euphrates, und nun gar

die „allein richtige“ Form *Christos*! Von halb lateinisch, halb griechisch gebildeten Wörtern wie *Phöbos* und *Dädalos* ganz zu schweigen! (Es gibt auch schon Leute, die „historisch“ und „logisch“ sorgfältig mit kurzem *o* sprechen als richtige Philologen.) Aus Achtung vor einer toten Fremdsprache mißhandelt man die lebende Muttersprache und sagt: am Ufer des Rhone, am Rhu (wenn sie wenigstens sagten am Rodden, wie die Oberwalliser!).

Was der Gelehrte mit griechischen und andern alten Namen, das treibt, neben dem Lehrer aller Stufen, der Handelsjüngling mit neusprachlichen, damit man ihm anmerke, daß er nicht nur Französisch kann und daher Lyon französisch aussprechen muß (wie macht er's bei der Lyonerwurft?), sondern auch englisch, daher: Njuh York, Njuh Faundland und Lönd(ö)n, (das besonders in Meyers schönem Gedichte „Zwei Worte“ bei einem gewissen Sekundarlehrer herrlich klingen muß), aber auch Spanisch (also Mexiko!) und russisch (Kasaken, Udeßal!). Was hat man von seinen Kenntnissen, wenn man sie nicht zeigen kann?

Mit Recht weist Bruckner auch darauf hin, daß diese Genauigkeiten und Allein-Richtigkeiten die Kluft zwischen den sog. Gebildeten und den sog. Ungebildeten nur vergrößern und daher undemokratisch sind.

Briefkasten.

H. G., B. Sie entriisten sich über Ungeheuer wie Büro, Bufett, Toalet. Aber unterscheiden wir zunächst Wort und Schreibweise. Am besten ist's natürlich, man braucht diese Wörter gar nicht, und sie werden sich auch meistens vermeiden lassen. Gibt es denn wirklich den Sammelbegriff, der durch das Wort Toilette ausgedrückt wird? Was hat eine Balltoilette zu tun mit jenem Raum, den man mit diesem Worte anzuschreiben pflegt? Es ist gar kein Bedürfnis vorhanden nach einem solchen Sammelwort, man brauche doch ruhig das für den einzelnen Fall passende deutsche (oder, wenn nötig, fremde) Wort. — Wenn sich das Fremdwort nun aber wirklich nicht vermeiden läßt, so ist es offenbar nützlich und nötig, und wir wollen es daher so gut als möglich einbürgern und ihm nicht Jahrhunderte lang sein fremdes Gewand anlegen. Sie schreiben ja selbst Kontor und nicht Comptoir, Kanapee und nicht Canapé; ist das „hübsch konservativ“ von Ihnen, wie Sie es nennen? Schreiben Sie vielleicht „Machine“? Warum also nicht Büro? Freilich läßt sich der Grundsatz lautlicher Schreibung nicht streng durchführen, z. T. schon deshalb nicht, weil wir z. B. für die französischen Nasenlaute keine Buchstaben haben. Die Sache ist nicht so einfach und wird von Fall zu Fall entschieden werden müssen, aber doch in der Richtung: so viel als möglich schriftlich einbürgern, was man sprachlich nicht ausbürgern kann. Schreiben Sie täglich dreimal Büro und stellen Sie nach acht Tagen fest, ob es Ihnen immer noch so ungeheuerlich vorkommt. Nur Gewohnheit!

Allerlei.

Unfälle bei der Handhabung von Fremdwörtern. Ein wackeres Blatt vom Lande berichtet unter der Ueberschrift *Literatur*: „Für solche, die eine der vier Hauptsprachen unseres Kontingents, Französisch, Englisch oder Italienisch erlernen oder ihre Kenntnisse darin erweitern wollen, erscheint im Verlag des Traducteur — Translator — Traduttore in La Chaux-de-Fonds eine Halbmonatschrift . . .“ Der brave Zeitungsmann verschmäht es, für Europa das unter uns ungehobelte Schweizermannen gewöhnliche Wort *Er d t e i l* zu gebrauchen. Dabei tut er einen Fall und bricht sich erstens den Oberschenkel, indem er statt des beabsichtigten Wortes *Kontinent* das Wort *Kontingent* braucht, das Anteil, Zumaß und weiterhin noch Heeresteil bedeutet, und zweitens das Schlüsselbein, indem er Englisch zu den Sprachen unseres Kontingents, d. h. des europäischen *F e s t l a n d s* rechnet.

Ein ähnliches Mißgeschick begegnet dem Berliner Mitarbeiter einer Zeitung Zürichs, die sich sonst guten Deutschs besleißt. Er schreibt nämlich über den Tauchbootkrieg der Deutschen: „Daß es da kein Zurück mehr gibt, wiederholt die Presse beinahe tagtäglich. Und darin irritiert weder das Verhalten Amerikas noch der übrigen Neutralen.“ Wir glauben nun zwar, daß das Verhalten Amerikas die Deutschen im Gegenteil recht irritiert, d. h. gereizt, geärgert habe, sehen aber ganz gut ein, daß es die Leitung unseres Nachbarreichs in ihren Entschlüssen bis jetzt nicht irre gemacht hat.

Verteufelte Fremdwörter!

Bl.

„**Es grauet da kein Morgen**“. Als Gegenstück zu *Integer vitae* nennt uns ein Leser einen Unsinn, den wir andern wohl alle schon gut vaterländisch mitgesungen haben, wenn uns auch die Stelle, die von ewiger Helle zu singen scheint, vielleicht hie und da etwas dunkel vorgekommen ist. Wo Berge sich erheben, da ist bekanntlich die Alpenwelt mit ihren Wundern, aber der Wunder größtes ist:

Es grauet da kein Morgen,

Es dämmert keine Nacht. — Wirklich?

Was ist denn eigentlich los dort oben, ewiger Tag oder ewige Nacht? Leonhard Widmer hat doch gesungen:

Da grauet früh der Morgen,

Da dämmert spät die Nacht.

Davon wollen wir mit bestem Danke nicht bloß „Notiz nehmen“, sondern Gebrauch machen und den Gebrauch verbreiten, wo wir Gelegenheit haben, besonders in Schule und Militärdienst.